

Lebensdrang [Fortsetzung]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 14

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636824>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 14
XVI. Jahrgang
1926

Bern
3. April
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Brähler, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Frühlingsregen.

Von Heinrich Sischer.

Wieder, horch! wie Harfenrauschen
Tönt es leis auf Wief' und Wegen!
Und dem sanften Frühlingsregen
Muß so tief die Seele lauschen.

Regen! Regen, o du Klingen!
Ja, ich ahne Osterdüfte.
Feierglanz durchstrahlt die Lüfte.
„Eia! werde!“ hör ich singen.

Will das Herz auch bitter weinen,
Klagend in Karfreitagstrauer,
Und durch Nacht und Todeschauer
Keiner Hoffnung Trost mehr scheinen.

Rausche, Regen! Osterjonne
Bringt Erlösung ja und Sühne,
Und aus junger Waldesgrüne
Jubelt Auferstehungswonne.

(Aus „Lebensträume“)

Lebensdrang.

Roman von Paul Sig.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

14

Natürlich ließ sich's keiner einfallen, die hohe, genugfreudige Stimmung zu dämpfen, etwa mit dem Hinweis, wie die Festwut im Schweizerlande auszuarnten drohe, wie bald jedes Dörfchen, jeder schlichte Turn-, Gesangs- oder Schießverein dergleichen Veranstaltungen nachzuahmen die „hohe“ Pflicht fühle, — wie es nachgerade den Anschein gewinne, als sollten diese vaterländischen Anlässe zu einem wüsten Raubbau und Nationalübel auswachsen.

Keiner fand sich bewogen, also zum Volke zu sprechen:

„Werte Freunde! Hier und anderswo sind heute große Scharen der Unsrigen zusammengekommen, um — wie der traditionelle Vorwand lautet — in der Pflege heimischen Gesanges, des Turn- oder Schützenportes, beim Klingklang der Gläser die Gefühle, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu erneuern. Die Urheber dieser Feste sind Vereine. Ich wage die Behauptung, daß deren keiner vom Gedanken ans Vaterland geleitet wurde. Die Anregung bot zunächst wohl nur ein rein lokaler Ehrgeiz, die Nachbargemeinde Soundso, die vielleicht im Vorjahre Schauplatz eines ähnlichen Festes war, nach Möglichkeit zu überbieten. In diesem wenig edeln Wettstreit liegt die erste Ursache unseres häufigen, allzu häufigen Zusammenkommens in solchen Getränkepeichern — „Festhütten“ genannt. Die Zeitungen, die Regierung stehen im Dienst der Unternehmer. Es ist jedesmal viel von Patriotismus die Rede. Meine Freunde! Die Veranstaltung dieser Feste erinnert in bestdauerlicher Weise an die Jahrmärkte, an die schwungvoll

verführerischen Anpreisungen der Schaubudenbesitzer. Viel Geschrei und wenig Wille! Eure Herzen, aller schöneren Freuden wert, wurden künstlich hochgestimmt, irreführt. Ihr wähnt an den Altar des Vaterlandes zu treten und verwechselt ihn mit einem hungrigen Vereinsäckel. — Denn auch darin haben die Zeiten sich geändert. Was einst als impulsiver Ausdruck einer echt patriotischen Gesinnung gelten durfte, ist durch die menschliche Nachäffungssucht, durch Ausbeutungsgelüste aller Art verwandelt worden in Geschäftsgeist, Strebertum und Vereinsmeierei. Nicht für den Fünftel unserer Feste ist ein wahres Herzensbedürfnis vorhanden. Und wenn unser bester Sänger, der weiland — am Tage des Vaterlandes — freudig in die Saiten griff, wenn er sehen könnte, wie endlich der Tempel zum Markte wurde — Freunde! ich fürchte, seine Stimme würde uns anders ertönen. Trinkt, was der Magen hält! Das ist die Losung, der ganze Sinn des Festes. Die dröhnenden Kanonaden, die wehenden Wimpel, die pathetischen Reden und braulenden Tische ändern nichts an der Hohlheit und Zwecklosigkeit, wenn es gleich sehr wirkungsvolle Stimulationsmittel sind! — Aber denke nur keiner, dies Gemahnen möchte eurer Lebensfreude Abbruch tun! Es sind noch bessere Feste zu feiern, edlere Aufgaben zu erfüllen, — so viel würdiger eines Volkes, das berufen schien, der Menschheit voranzuleuchten zu geistigen Ehren, zu reineren Sitten. Denn, wenn unsere Brüderlichkeit nur mehr beim Spundloch wohl gedeihen könnte, — worin sollte sie sich

dann bewähren? Aber unsere Vorfahren fanden sich in unvergänglichen Taten zusammen, und ob sie gleich den Becher nicht verschmähten: eure geistlose Geselligkeit mühten sie dennoch verachten und diesen Tanz ums „goldene Kalb“ der Vergangenheit. — Da draußen lockt und leuchtet ein blauer Tag, pocht der Herzschlag einer blühenden Natur. Weite, kühlende Wälder, farbenprächtige Fluren dehnen sich überall, zum Wandern und Ruhen einladend. Ihr aber sitzt in diesen kahlen Bretterverschlagen, zu Tausenden und Abertausenden zusammengepfercht, erhitzt von Wein und Worten. Noch einige Stunden weiter, — und viele von euch werden taumelnd, vielleicht um den Segen einer Wochenarbeit ärmer, nach Hause ziehen. Aber schon winkt am anderen Ende der Stadt ein zweiter „Vaterlandstempel“. In wenigen Tagen werden auch dort die Priester des mächtigen Götzen die Kanzel besteigen und euch an die leicht erregbaren Herzen greifen mit klingenden Phrasen, die mit den Fahnen von einer Hütte zur andern getragen werden! Wo sind — muß man da fragen — die Männer, dieser Volksverführung und verderblich Halt zu gebieten?“

Nein, eine solche Rede war nicht vorgesehen, ein Redner von diesem Geiste wäre mit Schimpf und Schande hinausgejagt — wo nicht gar gesteinigt worden. —

Gegen Abend des Haupttages hatte Martin Link mit seiner Mutter an einem der langen, mit Papier bezogenen Brettertische Platz genommen.

Er war am Vorabend, nach dem furchtbaren Kampf mit seinem Brotherrn, aus dessen Haus geradezu entflohen, weil er sich dort seines Lebens nicht mehr sicher fühlte — und nun den ganzen Tag mit einer siedenden Hölle im Herzen herumgelaufen. Endlich konnte er jedoch die Ungewissheit, in der er sich befand, nicht mehr ertragen; es ging ihm ähnlich wie einem Nordbrenner, der, von der Raserei seiner Neugier getrieben, nach der Brandstätte zurückschleicht, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie die Flammen verheerend zum Dach heraus schlagen. In seiner Furcht vor Maag kam er auf den kindischen Gedanken, die ahnungslose Mutter — sozusagen als Deckung — mitzunehmen. Die ging nun in ihrem altmodischen Tuchkleid und schwarzen Krepphäubchen verschämt neben dem eleganten Sohne her, der in Flanellanzug, mit weißen Sportschuhen wahrlich ein überraschendes Gegenstück bot.

„Es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre her, seit ich so eine Hütte betreten habe“, sagte Frau Link wie im Bedauern darüber, doch noch einmal in diesen Fehler verfallen zu sein. Es war, als glitten ihre Gedanken durch die dunkle Nacht schmerzlicher Erinnerungen. Ihre Blicke irrten über die schwere Menge von Köpfen hinweg nach Anzeichen eines Unheils, denn just bei ihrem Eintritt intonierte die Festmusik eine patriotische Weise. Alles sang begeistert mit:

„Bei Sempach, der kleinen Sta—adt,
Manch Ritter wohl gespottet hat —“

Zwischen Töhlen und Schreien wurde der Sang wiederholt, mit Häuften Takt geschlagen; die Gläser und Flaschen fielen und klirrten. Auf dem Podium wurde von Turnern ein „lebendes Bild“ gestellt: der lanzendurchbohrte, sterbende Held Winkelried, von seinen Getreuen umgeben. Der farbenwechselnde Lichtstrom eines Scheinwerfers fiel von die-

ser Gruppe auf ein großes Alpenpanorama, das die Bühnenwand des Hintergrundes ausfüllte.

Doch auch wenn nicht gerade gesungen, musiziert oder Beifall gejubelt wurde, herrschte eine tumultuöse Fröhlichkeit, ununterbrochenes Gläserklirren, Geschrei und Gelächter. Intensive Gerüche und Dämpfe schlugen den Eintretenden entgegen von zerstampftem Gras, von verschüttetem Wein, Speisen und Zigarren, vermischt mit dem Duft des Tannenreisigs. —

Am wenigsten geeignet, das Bild des Hüttenlebens zu heben, waren entschieden die weißgeschürzten Kellnerinnen. Ein bedauerlicher Idealist, ein Fremder, der vielleicht erwartet hatte, bei diesem festlichen Anlaß von hübschen Töchtern des Landes in heimischer Tracht bewillkommt zu werden, mußte peinlich enttäuscht sein beim Anblick der meist alten, abgetakelten Frauenzimmer, die es mit ihrem Neuzeren nicht wohl vereinbaren konnten, den Wünschen der Gäste ganz gerecht zu werden.

In der Tat galt es im ganzen Land als einer ehrbaren Bürgerstochter unwürdig, in solcher Weise zum Gelingen des Tages beizutragen. Ein Kranz von Mädchen guter Familien war zwar weißgekleidet, mit bunten Atlaschleifen an zwei Tischen bei der Bühne vereinigt: allein dies waren die Ehrenjungfrauen, und diese hatten nur die eine Aufgabe, als Statistinnen ihre mehr oder minder liebliche Erscheinung magnetisch wirken zu lassen.

„Daß du Freude hast an dem lauten Gelag, Martin!“ wagte die ängstliche Mutter einzuwenden, als sich dieser nach einem Platz in der Nähe der Büfets umsah.

„Ach, glaub' doch das nicht!“ erwiderte er unbedacht, „mir sind diese Aufläufe zuwider, entsetzlich!“

Dennoch lief er wie auf Leben und Tod davon, um zwei eben frei gewordene Plätze in Beschlag zu nehmen.

Die Mutter merkte wohl, daß ihr Sohn von einer großen Unruhe getrieben war und konnte sich nicht vorstellen, worauf er ausging und womit sie, die er zu diesem sündhaften Gang überredet hatte, ihm zu Gefallen sein könnte in der tosenden Menschenwildnis.

Sie mußte unwillkürlich daran denken, wie es Martin, seit er erwachsen war, sonst immer vermieden hatte, mit ihr unter die Leute zu gehen, als schämte er sich ihres kümmerlichen, ärmlichen Aussehens. Das schien nun heute gar nicht der Fall zu sein; gleichwohl konnte sie darüber nicht recht froh werden. Wie schön er war, wie gewandt und stolz! Ein Weltkind in jedem Zug! — fühlte sie wehmütig, aber ohne ihm gram zu sein, denn trotz ihrer bänglichen Gottesfurcht hing sie mehr an ihm als je zuvor, und für ein gutes Wort von seinem Munde oder einen teilnehmenden Blick seiner sonst so scheuen Augen war sie zu allem bereit, was er von ihr verlangte.

Während sie sich setzten, sagte Martin ganz unvermittelt, mit verdächtiger Hast und Blöcklichkeit: „Du mußt wissen, der Festwirt ist Maag, mein Prinzipal. Wir sind jetzt nicht gerade gut aufeinander zu sprechen.“

Frau Link erschraf. Ihr erster Gedanke war: Er ist entlassen. Das tat ihr nun doch sehr leid, obgleich nach ihres Freundes, des Predigers, Meinung dem Sohne nichts Besseres zustößen konnte als die Trennung von seinem berühmtesten Patron und dessen wenig rühmlicher Tätigkeit. Aber sie wagte nicht danach zu fragen.

Martin sah so, daß er alles übersehen konnte, was am Eingang zur Küche und namentlich am Champagnerbüfett vor sich ging. Eine irrsinnige Aufregung bemächtigte sich seiner, als er sah, wie sich ein ganzer Trupp junger Leute vor dem mit Weinlaub geschmückten, von blühenden Oleandern umstellten Pavillon postiert hatte.

Sin und wieder erblickte er einen Teil des Winterkostüms, und einmal durch eine flüchtige Lücke trat deutlich Emmis Kopf hervor mit roten Rosen im Haar. Sie lachte dem Nächststehenden, der einen Fährnichshut mit blau waltender Riesenfeder und imponierende Stulpen trug, vernügt ins Gesicht.

Als die reizende Szene wieder verdeckt wurde, waren Martins Züge so auffallend entstellt, daß Frau Link, die ihn nicht aus den Augen ließ, eine Hand über den Tisch strekend, entsetzt ausrief: „Um Gott — Martin, was hast du denn? Was fehlt dir?“

Er sah die Mutter mit großen, abwesenden Augen an und hörte nicht, was sie sagte, empfand nichts von ihrer Not. Erst nach einer Minute flog's wie ein eisiger Schauer über seine Gestalt.

„Beruhige dich, es ist nichts“, sagte er heiser und überlegte dabei: „Wenn ich jetzt, im ersten günstigen Augenblick, den Mut fände, lachend vor die Prinzessin Maag hinzutreten und ein Glas Sekt zu fordern, dann wäre ich auch der Begegnung mit dem Alten gewachsen.“

Unter einem nichtigen Vorwand erhob er sich, die Mutter sich selbst und den quälenden Zweifeln überlassend. Aber vor dem Pavillon schwenkte er ab. Noch ging es nicht, wie er merkte. Den Strohhut hintenüberschiebend, schritt er durch den breiten Mittelgang der Hütte. Eine Weile sah und hörte er nichts mehr von Außendingen. Nur wie aus weiter Ferne her tönte ihm Musik, Gesang und der wirre Chorus in den Ohren. Seine Lippen bewegten sich im Selbstgespräch.

„Nur nicht auf halbem Wege umkehren. Nur das nicht. Nicht mit dem Sperling vorlieb nehmen, wenn man die Taube haben kann. Meine Hoffnungen müssen Wahrheit werden. Unmittelbar muß man zur Freiheit kommen, nicht erst Schritt für Schritt und mit abgestumpften Sinnen.“

Aufatmend blieb Martin stehen. Einige Schritte weiter bemerkte er die Brüder Moses und Sigmund Picard, die Häupter der jüdischen Spekulantensliga. Sowie die beiden seiner ansichtig wurden, ging eine hastige Bewegung durch ihre verlebten, verkniffenen Mienen. Blicke flogen, leise Worte fielen. Martin grüßte leicht und wollte an ihnen vorbei.

Da stellte sich Moses in den Weg.

„Herr Link, was e saaga mecht' — kennta m'r net a baar Werde im Verdraua minander reda?“

„Gewiß, wenn's nicht zu lange dauert!“ Martin zog prahlerisch seine goldene Uhr, das Symbol seiner Begehrlichkeit.

„Se derfa bloß e klei's Momentle bei ins Platz nehma, Herr Link!“

Sigmund begrüßte ihn lachend, mit Händedruck wie einen lieben Kumpan: „Blitz normal, Se wera de Mädle meschugge macha wella; des Zeig habe Se, weiß Gott, drzua. —

„Die zwei haben es hoch in den Absichten!“ dachte Martin. Kraft der Wandlungsfähigkeit, die menschlichem

Fühlen eigen ist, erfaßte ihn augenblicklich eine üppige Streitsucht.

„Was derfa m'r Ehne fer 'n Wei offriera, Herr Link? Kann 'r a wengele mouffiera, he?“ fiel Moses dem späßhaften Bruder ungeduldig in die Rede.

Martin dankte ablehnend und sah ihn gespannt an.

„Also, Se wissa do, Herr Link, was m'r Schwierigkeita antreffa, beziglich, wenn m'r hie Geschäfte macha wella. De Juda missa nu mol de schleachta Kooga sei! No — und do wella m'r ebens 'n Mann angaschiera, 'n Vordermann quasi, sozusaha, — verstehe Se mich wohl! Der tät de Geschäfte fihre mit de Baura un Bauleit. Einer, der de Verhältnisse hie kennt, dem neemerts was nachreda ka, verstehe Se?“

„Kurz un guud, 'n Ehrenmann von Ruf!“ warf Sigmund wichtig dazwischen.

Martin nickte verständnisinnig. Er war bereits überzeugt, daß der „Ehrenmann“ mit seiner Person nicht zusammenfalle. Aber nun hätte er wirklich gerne gewußt, was die beiden eigentlich im Sinne trugen. Das Vergnügen, die Menschen zu durchschauen, war ihm noch neu.

„Na, an mich werden Sie wohl kaum gedacht haben, — so jung, wie ich noch bin!“ sagte Martin mit ungläubigem Lächeln.

„A bah!“ machte Sigmund achselzuckend, scheinbar tief beleidigt.

Der andere zeigte sich in diesem Moment mehr sanguinisch veranlagt. Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es schallte.

„Was hat denn in Dreiteilsname das Alder mit d'r Tichtigkeit ze dua, mecht e wissa? Freile, grad an Se han m'r gedenkt. Ich wohr oder net?“ wandte er sich an Sigmund, als hätte das brüderliche Zeugnis jeden Zweifel heben müssen. (Fortsetzung folgt.)

Christus spricht:

Liebe lehrend und lebend ging ich
 Ueber die Erde, durch die leidende,
 Qual und Schmerzen duldende Menschheit.
 Klar wie sonnig erwärmtes Gelände
 Liegt vor der Sehenden Auge mein Dasein.
 Frieden und Trost den Armen und Kranken,
 Mut den Stärkern such ich zu bringen.
 Geist ist Liebe und Licht; Göttliches
 Sieht nur, wer dem Geiste sich weihet.
 Wenn du in bebender Brust spürest
 Heilige Glut, verbirg sie nimmer.
 Heb auf den Leuchter das Licht und troge
 Höhen und Zürnen. Wenn du redest,
 Rede aus dem lebendigen Geiste,
 Nicht wie die Schriftgelehrten, die mich
 Hassen und doch mit den Lippen mich preisen.
 Nimmer sei Richter, sondern trachte du
 Nur zu beseligen rings die Bedrückten.
 Freilich wirst du Verfolgung erleiden,
 Ist doch den meisten verhaßt, was leuchtend
 In die Finsternis sieht und empfängliche
 Jugend entflammt und begeistert wider
 Töricht und träge gebliebenes Alter.
 Bleibest du aber in Not und Trübsal
 Treu dem Licht, so werden die Besten
 Lange liebend deiner gedenken,
 Und mit dem Leben versöhnt, gehst du als
 Sieger vertrauend dem Tode entgegen.

Von U. B. Züricher aus „Wegspuren“.